

# Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Nr. 10

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1916

## Kosaken.

Hermann Kienzel



Will



Trapp, Trapp! Hut, Hui!  
 Kosaken! Kosaken!  
 Staubwolke dort, Staubwolke hie.  
 Kosaken! Kosaken!  
 Saust's heran mit fliegenden Mähnen,  
 Heult's wie Wölfe und Hyänen.  
 Knuten knallen, Schüsse hallen.  
 Brände in die Hütten fallen.  
 Kosaken! Kosaken!  
 Über die erschlagenen Weiber,  
 Über zerfetzte Kinderleiber,  
 Sprengen die Mörder auf schäumenden Rossen,  
 Väterchens räubige Räubergenossen —  
 Kosaken! Kosaken!

Surr, surr! Piff, Paff!  
 Kosaken! Kosaken!  
 Ha, wie es blühte! Ha, wie es traf!  
 Kosaken, Kosaken!  
 feldgrau, eine Landsturmpatrulle  
 Liegt in des Roggenfeldes Mülle;  
 Drei, nicht mehr! Drei deutsche Soldaten  
 Haben sich mit dem Tod beraten.

Kosaken! Kosaken!  
 In die Sotnje der Heldensechter  
 Frauenmehger, Kinderschlächter,  
 Prasselt ein Schuß und dann ein zweiter —  
 Über die Felder fliehen die Reiter —  
 Kosaken! Kosaken!

## Beim menschlichen Aquarium.

Das menschliche Aquarium bewohnt ein möbliertes Zimmer einer Fremdenpension in der Berliner Karlsstraße dicht am Zirkus Schumann. Auf mein Klingeln an der Wohnungstür öffnet mir die Inhaberin der Pension, eine Dame von mehr als fünfzigjährigen Rundungen. Sie mißt mich zuerst, wie alle Berliner Pensionatsinhaberinnen, mit mißtrauischen Blicken, dann fragt sie mich nach meinen Wünschen.

„Ich möchte Herrn Max Morten sprechen. Ist er zu Hause?“

„Woll'n mal seh'n, woll'n mal seh'n,“ erwidert die beleibte Zimmervermieterin, dreht sich auf ihren tugendhaften, abstaubigen Filzschuhen um und schlurrt in den dunkeln Korridor zurück. Als sie an eine Tür pocht, bleibt es still. Auf ein zweites, kräftigeres Pochen ertönt es: „Aaaah!“ Das klingt gerade so, wie wenn ein Löwe Hunger verspürt oder ein Mensch aus dem besten Schlaf geweckt wird und gähnt. Da ich in einem Fremdenpensionat in der Karlsstraße keine hungrigen Löwen vermutete, so schloß ich, daß das oben bezeichnete Geräusch von einem Menschen herrührte, den man dem Schlaf entrißen hat. „Aaaah!“

„Herr Morten, Herr Morten, man wünscht Sie zu sprechen!“

Hier hätte ich bestimmt geglaubt, aus dem Zimmer ein grollendes „Goddam!“ zu vernehmen. Ich hörte aber nur eine helle Stimme, die „Herein!“ rief.

Als ich das möblierte Zimmer betrat, lag das menschliche Aquarium auf dem Sofa. Es war in zahlreiche Bettkissen eingehüllt, die es nun Stück für Stück von sich entfernte. Als ich das menschliche Aquarium endlich ganz erblickte, war es ein hübscher, blonder Bursch von ungefähr zweiundzwanzig Jahren. Er ging aus der liegenden Stellung, in der er sich befunden hatte, in eine sitzende über, sah mich aus seinen Blauaugen freundlich an und sagte: „Entschuldigen Sie!“

„Gott sei Dank!“, dachte ich, „das Aquarium scheint Deutsch zu verstehen. Wenn es vielleicht auch ein feindlicher Ausländer ist, so wird man sich mit ihm doch in einer landesüblichen Sprache verständigen können.“

„Ich bin gekommen, Mister Morten, um etwas über Sie und Ihre Kunst zu schreiben.“

„Ach, sehr, sehr freundlich, aber bitte, sagen Sie nicht Mister zu mir, sagen Sie „Herr“. Ich bin Sä nemlich gar kein Engländer nich, sondern een Sachse, ei chja, Leipz'ger, wenn Sä gitigit erloob'n!“

Nichts konnte mir erwünschter sein als diese Enthüllung Mortens. „Aber Ihr Name...“

„Zauber, fauler Zauber! Morten für das Publikum. Max Weiland für Sie! Wenn man im Zirkus oder im Variété als anatomisches Rätsel auftritt, dann gloobt man's dem Morten, dem Weiland würde man's nie glooben. Gott Strambach!“

„Ich habe Sie im Schumann bewundert, Herr Weiland, und ich muß gestehen, Ihre Kunst grenzt an's Geniale! Wie Sie zwanzig Frösche und zwanzig Goldfische verschlingen und sie dann wieder von sich geben...“

„Fünfundzwanzig, wenn ich bitten dürfte, fünfundzwanzig. Im ganzen fünfzig.“

„Verzeihen Sie, daß ich je fünf Frösche und Fische unterschlagen habe.“

„Wann haben Sä mich gefäht?“

„Gestern.“

„Ach, här'n Sä, da hatt'n Sä äben Pech! Denn gestern hatt'ch gerade meinen schlächt'n Tag. Da war ich indischnoniert. Da hab ich ja nich eemal drei Uhren mitsamt den Ketten verschluckt?“

„Nein, bloß eine, Herr Weiland, aber es hat mir genügt, Sie als Meister im Verschlucken anzuerkennen.“

„Aber, da kenn' Sä sich ja gar keen Begriff nich von

meiner wahren Kunst mach'n! Ich schlucke ja sonit uff eemol eens bis drei Eier, zwee Apfelsinen, vier bis ocht Blaum', drei Kartoffeln, drei Uhren mit Kette, eine läbendiche weiße Maus... Und habe gar kein Nach'ndrick nich. Und in sechs Minuten trink ich hundert Glas Bier. Ei chja, hundert Glas!“

Das möblierte Zimmer fing mir an unheimlich vorzukommen. Hundert Glas Bier in sechs Minuten! Und dazu stammte dieser Mensch nicht, einmal aus Bayern, sondern aus Sachsen! Morten schien mein Staunen zu bemerken:

„Ja, wer seine Kunst lieb hat, der bringt's in ihr zu etwas. Allemol! Sähn Sä, de Ort, durch die ich dazukam, Kintler zu wärd'n, war die eenschafte von der Wält. Im sächsten Lävendsjahr hab ich den Trauring meiner lieben Mutter verschluckt. Sie, das hat dazumol een Knatsch gegäm! Die Mutter leißt zum Doktor, bedor der aber noch gekomm' is, hatt'ch, ich wees nich, wieso, gegen mein' Nach'n gedrickt, und da ist der Trauring mit eenem Mal hoch gekomm' und mit aus 'm Maule herausgehuppt. Als der Doktor das gehört hat, hat er die Lände über'n Kopp zusammengeschlag'n und meiner lieben Mutter gefacht; „Frau Weiland, bassen Sä uff, Sä wärd'n an Ihr'n Max noch viel Freide erläb'n! Seine Zukunft liecht in sein'm Nach'n!“ Nu, chja! Und dann bin ich uff de Unverschität gegang'n. Nich um zu schtudier'n, sondern um mit Röntgenstrahl'n ditschleichtet zu wärden. Da haben sie gefunden, daß ich zwee vollständig normal entwickelte Nächen besitze und een Wolfsrachen dazu. Von da an hab ich mich als Dechenschlucket gezeicht. Erscht im fünfzehnten Lävendsjahre bin ich zu Fresch'n und Fisch'n übergegang'. Meine ganze Kunst ist in der Muskelkraft meines Nachens begründet, die zweimal stärker ist, als die eines gewöhnlichen Nachens.“

„Und woher beziehen Sie Ihren Vorrat an den lebenden Requisite, die Sie zur Ausübung Ihres Berufes brauchen, Herr Weiland?“

„Aus Leipz'g, nur aus Leipz'g. Ja sähn Sie, ich bin äb'n Lokalpatriot geblieb'n! Und dann: in Leipz'g bekommt man noch die besten Fresche, Fische, Schlng'n und Solomonder der Wält! Da kriech ich sä hundertweis här. Aber sie läb'n alle recht glücklich bei mir. Ich schlucke sie, aber nach drei bis vier Minuten komm' se alle kerngesund und munter wieder heraus. Den kleenen Dierchen geht nisch ab bei mir. Meine Lieblingspeise ist die weiße Maus. Von der sach ich immer, bevor ich sie schlucke, daß ich sie ins Nordseebad schicke...“

„Sagen Sie, Herr Weiland, wenn Sie hundert Glas Bier in sechs Minuten trinken, bekommen Sie da keinen Nordrausch?“

„Länger als eene halbe Stunde dirste ich ooch das Bier nich im Leibe behalten. Die Wärlung des Alkohols stellt sich immer erscht nach eener halben Stunde ein. Aber ich schaff's noch immer frieher hinaus. Entweder begiese ich damit die Blumen oder ich wasche mir die Hände damit. Natierlich bringe ich alles, was ich genossen habe, in durchaus ästhetischer Weise wieder zum Vorschein.“

„Sind Sie in Ihren Interessen durch den Krieg stark geschädigt worden?“

„Nu, das kenn' Sä sich denken! Als der Kriech zwischen Osterreich und Italien ausgebrochen war, war ich gerade in Rom angaschiert gewäsen. Da haben sie mich cingespärrt. Wenn ich Durst hatte, hab' ich immer zwanzig Liter Wasser bestellt. Zuärscht hatten sie gedacht, daß ich mit sie Schindluder treiben wollte. Als sie aber gefäht hatt'n, wie ich die zwanzig Liter uff een Mal konsumiert hatte, kriechten sie Respekt. Nach drei Wochen habe ich vor den Offizieren eene Separatvorschstellung gegäht und hernach haben sie mich freigelassen. Die Verpflägung war gar nicht so ibel gewäsen.“

Reis, Melonen und jeden zweiten Tag een hibisches, saft'ches Stüchchen Fleisch."

"Haben Sie schon Anschluß, wenn Sie Ihr Gastspiel in Berlin beendet haben?"

"Ja, dann gäh't's vermutlich nach Rumänien." Da ich nunmehr meine Mission erfüllt zu haben glaubte, erhob ich mich.

"Nu," sagte das anatomische Räffel, "das ist aber sehr freindlich, här'n Sie, daß Sie über mich schreib'n woll'n. Dafür werde ich mich erkenntlich zeichnen, und Ihnen, wenn ich wieder nach Berlin komme, meinen Freund, den Mann mit der dähn-baren Haut vorstellen. Das ist een Künstler! Wenn der seine

Haut über der Brust zusammennimmt, kann er sie über dem Kopf zieh'n."

Wie neidlos und voller Anerkennung das Herr Worten-Weiland gesagt hatte! Wenn ich an die Mißgunst und an die Verkleinerungsfucht denke, die bei anderen Künstlern, wie bei Dichtern, Malern und Musikern herrschen, und mit ihnen die herzliche Freundschaft, die der Fröscheschluder dem Hautmenschen gegenüber bekundet, vergleiche, dann fühle ich, wie ungleich menschlich näher mir dieser Herr Worten steht, als andere, die sich mit weit größerem Recht Künstler nennen dürfen...

Leo Heller.

Zu spät.

**D**um Oktoberfest war er in München. Die Stadt war ihm lieb, wie hundert andere, durch die er gekommen. Aber hier pflegte er sich vorzubereiten für das ewig-brausende Menschenmeer im Binnenlande, vor das sich München wie eine Düne hinlagerte. Hier fällt die letzte Welle von dir ab, und nezt die erste gierige Woge deinen Fuß, denn in den weiten, stillen Alpenfrieden folgt dir nichts, als die paar Tropfen, mit denen du dir die Gemeinschaft mit der Urast des Lebens wahren willst. Das Meer tritt zurück, um dich erst wieder aufzunehmen, wenn du der Ruhe müde bist. — Bleigrau ist der Himmel zu dem Fest und sieht trübselig und kalt darein, wie das Volk sich in den Straßen drängt und schiebt.

Den Künstler fröstelt's für die vielen, vielen Menschen in dem bunten, leichten Festgewande; er zieht den Bodenrock fester um sich zusammen, und läßt sich mitziehen und -streben nach der Budenstadt auf der Wiese, wo das Vergnügen seine zahllosen Städte aufgebaut hat.

Schon von weitem empfing ihn das chaotische Getöse des bunten Durcheinander eines Volksfestes — das Brüllen wilder Tiere, die fragwürdige Blechmusik an den Eingängen der Gauflerbuden, das Geleier Duzender von Drehorgeln, verbunden mit dem marktschreierischen Gebaren der Ausrufer. Dann überschritt er die Rennbahn und wurde von der Menge, der er bis hier fast ohne eigenes Mittum gefolgt war und die nun in Gruppen auseinanderging, abseits ausgelöst.

Er ging lächelnd weiter. Die guten, dummen Menschen! Woran sie sich nicht satt sehen konnten, ergözte ihn nicht einmal. Er empfand es peinlich, daß so viele namenlose Existenzen in einer noch namenloseren Beschäftigung volle Befriedigung fanden. Weiter und weiter tauchte er in das tausendstimmige Konzert dieses Hexensabbats hinein, und bemühte sich, diese Gedanken und Empfindungen loszuwerden, die ohne dies mit der kunststimmigen, gutlebigen Stadt München nichts gemein hatten, um zu der harmlosen Anschauung der unbefangenen Naturkinder zu gelangen.

Eine breite Fläche des Festplatzes nahm ein Geister- und Zaubertheater ein, vor dem er schließlich stehen blieb, diesen Versuch recht gründlich zu machen. Eine kurze Holzstuppe führte zu dem erhöhten Eintrittsraum, den eine grobgezimmerte Balustrade von der gaffenden Menge trennte. Ein üppiges Weib, mit gemeinen Zügen, handhabte in der phantastischen Tracht der Märchenprinzen eifrig den Schlägel einer großen Pauke, deren lärmendes Tammtamm das ohrenzerreißende Kreischen der gemischten Blechmusik übertönte. Und zu diesen Klängen tanzte ein junges, kaum 16-jähriges Mädchen im Gewande einer maurischen Prinzessin, einen Messingreif in dem fliegenden, schwarzen Haar, unermüdetlich auf einem Bein, während ein Clown allerlei tollen Blödsinn trieb...

Der Professor wollte sich angewidert abwenden, verschiedemale schickte er sich an, seinen Weg fortzusetzen.

Doch immer wieder hielt ihn ein letzter Blick auf das kalte

nicht unschöne, von aller Jugend nur merkwürdig verlassene Antlitz dieses Mädchens zuück. Hier fühlte er, prägte sich eine Geschichte aus, die des Anhörens wohl wert war. Der Gedanke zu einem neuen Bilde durchflog ihn, das diese zum Gegenstand hatte und kurz entschlossen zog er die Geldbörse, sich die Gelegenheit zu weiterem Studium nicht entgehen zu lassen. Ein Mädchen mit den Trümmern ehemaliger Schönheit in den dreisten Zügen geleitete ihn zu einer Art Ehrenplatz im Vordergrund des Theaters und blieb bei ihm stehen, als müsse es so sein — ihre Gegenwart vielleicht eine besondere Aufmerksamkeit für den vornehmen Besucher.

Der Professor wandte sich an sie:

"Woher kommt Ihre Gesellschaft?"

"Von \* \* \*." Sie nannte eine norddeutsche größere Stadt.

"Sind Sie da zu Hause?"

"Zu Hause? Wer von uns ein zu Hause hätte! Doch gebürtig bin ich von da."

Der Künstler blickte auf, ihr Gesicht hatte jetzt einen harten, finsternen Ausdruck angenommen, wie wenn diese Erinnerung ihr nicht gerade lieb wäre. "Wie kamen Sie unter die Bande?"

Der Professor erhielt keine Antwort auf seine Frage.

"Das sind Geschichten, die man nicht gern erzählt, die mit den Tagen begraben sind, denen man mit dem Eintritt in das hier, sie machte eine wegwerfende Kreisbewegung mit den entblößten Armen über den Raum hin, "den Rücken lehrte." Sehen Sie, dort draußen steht ein junges Geschöpf, daß für sein ganzes Leben verloren ist. Es hat nie eine Jugend gehabt, und wird keine mehr haben, ihr Dasein gehört dem umherziehenden Gauflertum an, denn ihre Mutter gebietet hier."

Der Künstler fühlte sich selten hingezogen. Das Mädchen vor ihm erhielt ein eigentümliches Relief durch die Art, wie es sich gab. "Und der Vater?", fragte er weniger aus Neugier, als mechanisch, nur um sie weiter sprechen zu hören.

"Der lebt lange von ihr getrennt, irgendwo in der Welt, als ein großer und wohl auch begabter Maler und hat sein Kind kaum gekannt."

"Woher wissen Sie das?"

Des Künstlers Antlitz drückte plötzlich eine tödliche Spannung aus, als sehe er etwas Furchterliches vor sich heraufsteigen — — — — —

Höher und höher schwellt die Flut der Neugierde vor dem Geister- und Zaubertheater, je weiter die Nachmittagsstunde vorrückt. Keiner beachtet den Fremden, der mit tief in die Stirn gezogenem Hut an dem äußersten Rande des weiten Halbkreises sich hält.

Dort oben tanzt ja sein Kind vor der gaffenden Menge, und er kämpft schwer mit einem plötzlichen Gefühl des Nutes, in jene Glitterwelt eine Wahrheit hineinzutragen, die dort keinen Wert hat. — "Ihr Leben gehört dem umherziehenden Gauflertum an". — Er hatte darin nichts mehr zu suchen.

Alleg. H. Herrmann.

Die relative Ruhe, die auf den einzelnen Kampfplätzen eingetreten ist, benutzt Major Morah, der ausgezeichnete Situationsbildner, dazu, um ein Stimmungsbild „zwischen den Kämpfen“ zu geben. Er führt aus:

Auf dem russischen, dem italienischen, dem deutsch-bulgarisch-balkanischen und neuerdings auch auf dem albanischen Kriegsschauplatz herrscht operative Ruhe. An der westlichen Front glimmt das Feuer da, wo es nie völlig erlosch, ab und an zu hellen Flammen auf, aber entscheidende Operationen kündigen sich noch nicht an. Aber in der feindlichen Presse wird desto eifriger über die „große Frühjahrs-offensive“ geschrieben. Wir kennen dieses Lied seit dem Spätherbst vorigen Jahres. Es ist bei uns nicht ernstlich beachtet. Begegnet doch diese Art der Reklame für künftige militärische Großtaten in unserem Volke nur einem geringen Verständnis. Wir pflegen in Momenten großer Entscheidung stumm, versammelt, von gespannter Muskel- und Geisteskraft zu sein. Unser großer Volksteil war ein Schweiger und aus den Lebensbeschreibungen Conrad von Höhendorffs wissen wir auch ihn im Besitz dieser Tugend. Meinem Auge und Ohr bestätigte sich dieses als Wahrheit. Deutsche Heerführer haben in früheren Kriegen mit wenigen Ausnahmen nie für sich selbst Reklame gemacht. Und die wenigen, welche es taten oder tun ließen, hatten es bitterlich nötig, und heute kommen aus

dem Munde eines Hindenburg keine Prospekte künftiger Taten. Auch hinter der Front sind nach und nach im Verlauf des jetzigen schweren Ringens die lauten Stimmen klein geworden, welche den Feind herabsetzten und Jansaren bliesen. Das ist gut so, denn es zeigt, wieviel ernster das lesende Volk den Krieg aufgefaßt wissen will, denn danach muß sich schließlich auch der blutigste Optimist der Feder richten. Es weist auch in die Zukunft. Nie wird unser Erleben vergessen werden, und die Masse wird nicht mehr der Phrase nachlaufen, welche die Zeiten des Krieges als die herrlichsten darzustellen wagte. Deutschland ist in seiner langen Geschichte immer dann seinen Feinden der gefährlichste Gegner gewesen, wenn es bitter ernst geworden war. In Österreich-Ungarn enthüllte sich, wie ich vor fast einem Jahre schrieb, der eiserne Kern aus der lebenswürdigen Schale, und es hat das Jahrhundert lang in Ehren geschwungene Schwert fester als je in der Hand. Die Mächte des alten Zweibundes sind längst fertig mit ihrer lautlosen Betrachtung der Möglichkeiten, die das kommende Frühjahr — vielleicht schon der Ausgang des Winters — auf der Wahlstatt bringen kann. Wir haben ein gutes Gewissen, denn wir ver-

abäumten nichts und hatten nicht nötig, zu verschleiern und uns der Selbsttäuschung hinzugeben. Hoffnungen hegen wir, vor allem die des Sieges und Friedens. Aber wir sind uns auch der Opfer bewußt, die eine wirklich ernste Entscheidung, welcher der Frieden folgen muß, uns kosten wird. Darum schweigen wir, während die anderen reden.

Das schließt aber nicht aus, die Kriegslage in den Stunden der Vorbereitung der Ereignisse näher ins Auge zu fassen. „Den Deutschen und Österreich-Ungarn ist es an keiner der drei Hauptfronten gelungen, die Armeen ihrer großen Gegner zu überrennen oder einen von ihnen zum Frieden zu zwingen. Rußland ergänzt während des Winters seine Truppen und Munitionsbestände. England bringt neue Massen auf die Beine. Mit größerer Kraftanstrengung werden wir im Frühjahr den Feind angreifen, den Feind, der mit seinen zu Ende

gehenden Menschenreserven eine Front von 1200 englischen Meilen Länge zu verteidigen hat.“ So schrieb am 14. Dezember vorigen Jahres der Militärsachverständige der „Times“, und in diesen Worten drückt sich die Ansicht über die Kriegslage und die operative Absicht für die Zukunft aus, welche auf Grund der Arbeit zwischen den Kämpfen unternommen werden soll. Alle unsere Feinde haben vergessen, daß sie die Angreifer waren. Alle übersehen, daß sie im Westen seit länger als Jahresfrist und im Osten seit 1/2 Jahr



Eine Handwerkerstube im Gefangenenlager.

Wo tausende Menschen leben, werden auch Schuhe und Kleider zerrissen und so hat auch jede Gefangenenstadt ihre Schuster- und Schneiderwerkstätte. Unser Bild ist eine Handwerkerstube aus dem Gefangenenlager in Ohrdruf.

zur Verteidigung gezwungen sind. Niemand erinnert sich der zu Anfang des Krieges laut ausgesprochenen deutschen Erkenntnis, daß der Krieg lange dauern würde. Niemals ist in ernstesten militärischen und politischen Kreisen der Glaube an ein Überrennen sämtlicher großer Gegner hervorgetreten. Bestimmt wird übersehen, daß eine Reihe von kleinen Gegnern, deren Heere etwa die Stärke besaßen, wie diejenigen Frankreichs im Jahre 1870, aus dem Kampffelde verschwanden. So lange der Krieg dauert, wird es uns nicht gelingen, die Meinung der Feinde, soweit sie eine Wertschätzung unserer Erfolge enthält, zu verbessern, ebensowenig es uns gelang, sie davon zu überzeugen, daß wir die Angreifer und Friedensstörer nicht waren. Wir müssen diese Arbeit auf eine bessere Zeit aufsparen. Inzwischen beobachten wir, wie das Wesen des Krieges und die Leitgedanken für die Fortsetzung desselben in den Feinden den Wunsch ausgelöst haben, ihre Operationsfähigkeit zu verbessern und ihre Kampftüchtigkeit wieder herzustellen beziehungsweise zu erhöhen. Sie glaubten durch eine bessere Organisation des Oberbefehls auf dem westlichen und dem balkanischen Kriegsschauplatz eine pünktlicher arbeitende Operationsfähigkeit zu erreichen.

# Wir von der Kavallerie!



Was ward geflügelt und geschwätzt,  
 Um ernsthaft zu beweisen:  
 Die Reiterei, die rechnet jetzt,  
 So halb zum alten Eisen!

Wir nahmen uns nicht Zeit und Müß',  
 Den Unsinn zu bestreiten:  
 Denn wir — wir von der Kavallerie —  
 Wir reden nicht — wir reiten!

Ob uns des Federhüchters Kiel  
 Den Kampfeswert bestritten —  
 Wir reiten wie bei Dionville,  
 Wie wir bei Rogbach ritten.

Der alte deutsche Reiteruhm  
 Erstrahlt in neuem Glanze;

Es flücht ein junges Heldentum  
 Den Lorbeer um die Lanze.

Georg Meier.

# Freundinnen.

Skizze von Gutti Alfén.

Jetzt, da Klara alle ihre jüngsten Einkäufe von ihrer Freundin hat bewundern lassen, entschließt sie sich auch, ihr neues Kleid anzuziehen, um irgendwo in der Stadt den Tee zu nehmen. Nun ist sie bereit, mit Hut und Handschuhen. Noch einen Blick in den Spiegel, einige Ermahnungen an das Mädchen und sie verlassen das Haus. An der Schwelle fragt die Freundin: „Immer noch von Ihrer kleinen Schneiderin?“

„Ach nein,“ erwiderte Klara lächelnd, das ist ein Modell von der Firma Dingsda. Hübsch, nicht?“

Sie tritt einen Schritt zurück und biegt sich selbstgefällig hin und her.

„Entzückend, und sieht Ihnen . . .!“

„Nicht wahr? Man könnte meinen, daß es für mich angefertigt sei. Und dabei habe ich es so gekauft, wie Sie es hier sehen, ich habe genau die Figur der Aprobetame. Die Verkäuferin war ganz boff. Nicht einen Stich hat sie ändern müssen. Sie sollten auch zu Dingsda gehen. Ich bin überzeugt, daß auch Sie etwas Passendes finden würden.“

Klara hat ihr diesen Rat gegeben, einzig und allein, weil sie fest davon überzeugt ist, daß ihre kleine, ein wenig rundliche Freundin nichts finden wird. Diese schüttelt den Kopf: „Ich weiß nicht, wie Sie es anstellen. Ich finde niemals etwas, was mir paßt . . . und Ihr Kleid gefällt mir so ausnehmend. Sie haben Geschmack, Sie verstehen zu wählen . . . Ich traue mich nicht, aber ich würde Sie am liebsten bitten . . .“

„Was denn?“

„Meiner kleinen Schneiderin zu erlauben, daß sie sich Ihr Kleid ansieht . . . oder, wenn es Sie belästigen würde, könnten Sie es mir auf eine Stunde borgen, natürlich an einem Tage, wenn Sie es nicht brauchen, nur um es ihr zu zeigen . . .“

„Aber . . . gern . . .“

„Wenn Sie es also morgen nicht anziehen sollten — darf ich es heute abend holen lassen? Sie wissen, es handelt sich nur um eine Stunde.“

„Ja . . .“ murmelte Klara. —

Abends, nach dem Diner, läutet es. „Gnädige Frau, das Mädchen



von Frau X kommt wegen des Kleides.“

„Welches Kleid?“ fragte der Gatte.

„Lassen Sie sie einen Augenblick warten,“ befiehlt Klara, „sagen Sie, ich komme gleich. Und schließen Sie die Tür.“

Naum ist Klara mit ihrem Gatten allein, als sie losbricht: „Die besitzt noch die Unverfrorenheit, was? Mein Kleid von Dingsda zu holen, damit sie sich's nachmachen kann!“

„Ja, hat sie Dir davon gesprochen?“

„Natürlich . . . Ich verabscheue das!“

„Warum hast Du ihr's denn nicht abgeschlagen?“

Klara gibt keine bestimmte Antwort: „Man läuft tagelang von Schneider zu Schneider, läßt sich unzählige Modelle zeigen, zerbricht sich den Kopf, wie man aus den Modesalons wieder herauskommt, ohne es zu bestellen, wählt endlich ein Kleid und ist glücklich, es zu besitzen und soll es dann bei aller Welt wiederfinden!“

„Ganz einfach, gib es ihr nicht!“

Klara zuckt die Achseln: „So eine Aufdringlichkeit! Ich würde so etwas nie wagen! Und wie es ihr stehen wird! Einfach lächerlich wird sie darin aussehen!“

Sie erhebt sich und überlegt: „Und wenn ich es morgen anziehen müßte! Als ob ich diese kleine Schneiderinnen nicht kenne! Alle sagen sie, daß ihnen ein Blick genügt und dann trennen sie den halben Rock auf, um zu sehen, wie er geschnitten ist!“

„Daß dem Mädchen sagen, daß Du Besuche zu machen hast, daß . . . Du schreiben wirst . . .“

„Das ist unmöglich. Ich bin wütend. Damit wird man mir nicht noch einmal kommen!“

„Sag ihr . . .“

„Ich wiederhole Dir, daß ich nicht kann.“

„Nun,“ antwortet der Gatte und greift wieder zu seiner Zeitung, „dann fange doch wenigstens keine Szene mit mir an!“

„Oh“, höhnlacht Klara, „Du bist ausgezeichnet! Zu wem soll ich denn sprechen, wenn man mich ärgert?“

Sie geht hinaus und man hört ihre Stimme im sanftesten Tone sagen: „Amelie, geben Sie doch diesem jungen Mädchen das violette Kleid, das ich vorhin anhatte . . .“

### Kriegsgedanken der Kinder.

Es gibt wohl keine Schule im deutschen Reich, wo nicht im Unterricht der großen Ereignisse gedacht würde. Vielleicht interessieren in weiteren Kreisen die subjektiven Auffassungen der Kinder über das, was ihnen besondere Freude oder Trauer bereitet hat. So erfolgten in einer Volksschule auf die Frage: „Welches Kriegereignis hat Dich am meisten erfreut und warum?“ u. a. folgende Antworten:

„Die Wiedereroberung Ostpreußens, weil viele dadurch ihre Heimat wieder hatten und zurückkehren konnten.“

„Daß Belgien erobert wurde, sonst wären die Franzosen in Deutschland eingedrungen.“

„Daß unsere Luftschiffe London mit Bomben bewerfen, weil die Engländer am Kriege schuld sind.“

„Die Eroberung von Warschau und den anderen Festungen, weil der russische Dinkel dann nach dem Kaukasus verbannt wurde.“

„Die Schlacht bei Tannenberg; denn da hat Hindenburg den Russen das Zell gegerbt.“

„Die dritte Kriegsanleihe, weil so viel Geld eingekommen ist.“

„Die großen Siege, weil wir dann immer schulfrei haben.“

Auf die Frage: „Was hat Dich in der Kriegszeit am traurigsten gestimmt?“ gingen u. a. folgende Antworten ein:

„Daß wir durch die Teuerung so schlecht essen müssen.“

„Daß der Lebertran nicht teurer geworden ist.“

„Daß so viele Kinder ihre Väter und Brüder verlieren.“

„Daß mein Dinkel gefallen ist.“

„Daß Italien uns verraten hat.“

„Daß Amerika an unsere Feinde Waffen und Munition liefert.“

Interessant ist auch, wie die Kinder die Vergangenheit durch die Verhältnisse der Gegenwart zu erklären suchen. Als in der biblischen Geschichte ein Lehrer mit seinen Jungen die Geschichte Abrahams behandelte und an sie die Frage richtete, warum wohl Abraham und sein Weib Sarah so gerne einen Sohn hätten haben mögen, antwortete ein Junge prompt: „Weil sie dann eine Brotkarte mehr bekommen hätten!“

### Die zunehmende Diensttauglichkeit unserer Verwundeten.

Daß es den deutschen Ärzten und der großzügig aufgebauten Organisation unseres Sanitätswesens gelungen ist, in einem bisher unbekannt hohen Prozentsatz die im Kriege Verwundeten und Erkrankten bis zur vollen Diensttauglichkeit wiederherzustellen, ist einer der schönsten Triumphe wissenschaftlicher Arbeit und ihrer Verpflanzung auf das Wohl der Allgemeinheit. Wie erfolgreich aber auch noch während des Krieges die Erkenntnis und Verwertung der Erfahrungen zugenommen hat, zeigt eine statistische Zusammenstellung, die in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mitgeteilt wird. Während schon im ersten Kriegsmontat August 1914 auf 100 Verwundete 84,4 Dienstfähige, 3,0 Gestorbene und 12,2 Dienstuntaugliche und Beurlaubte kamen, stieg im September 1914 die Zahl der wieder dienstfähig Gewordenen auf 88,1, also fast um 4 Mann auf 100. Gleichzeitig sank die Zahl der Todesfälle von 3 auf 2,7 pCt. Diese glänzenden Resultate in der Verwundetenpflege verbesserten sich in den folgenden Monaten noch immer mehr, wenn auch natürlich dieser Aufstieg von vielen Vorkülden, die geringere Werte darstellen, zeitweilig unterbrochen wird. Die Todesfälle bei den Verwundeten gingen im Januar 1915 auf 1,4 pCt., im nächsten Monat sogar auf 1,3 pCt. herab, um nach einem geringfügigen Anwachsen der Prozentzahl im Juni und Juli bis auf 1,2 pCt. zu sinken. Dieser Verminderung an Todesfällen entspricht in derselben Zeit eine beträchtliche Erhöhung der Dienstfähigkeit, die von 91,2 pCt. im

Exerzierbild.



Wo ist die Soldatenbraut?

Monat April auf 91,8 pCt. im Juli anstieg. 7 pCt. mußten als dienstuntauglich oder beurlaubt abgeschrieben werden, doch ist auch von diesen eine erhebliche Zahl wieder völlig gesund und für viele militärische Dienste verwendungsfähig geworden. Wenn man den Durchschnitt vom ganzen Jahr zieht, so bleibt das unglaublich günstige Resultat bestehen, daß auf 100 Verwundete 89,5 Dienstfähige, 8,8 Dienstuntaugliche und Beurlaubte und nur 1,7 Todesfälle treffen.

### Rätsel-Ecke

#### Silberrätsel.

Für die zwei Ersten interessieren Die Menschen täglich sich auf's Neu', Und von der dritten Silbe zieren Die Ziege, Hind und Widder zwei. Das Ganze raget himmelan, Im Schweizerland man's sehen kann.

Wortreue: Bunjog

#### Somonym.

Wie ist der Kaufmann heiter, Wenn's sein Geschäft viel tut; Tut es das Pferd den Reiter, Gerät gar der in Hut.

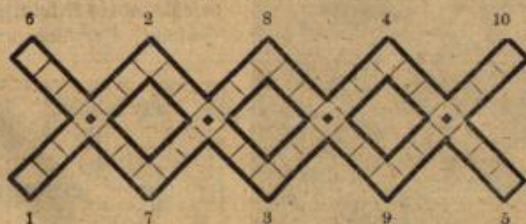
Wortreue: Bunjog

#### Scherzrätsel.

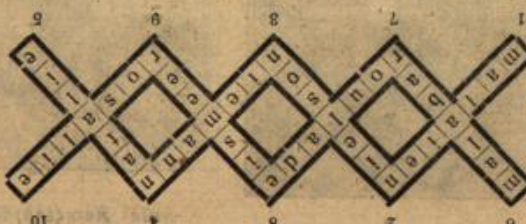
An einem Öl, das allbekannt, Verliert mancher Spekulant Wohl manchmal Kopf und Kragen. Verliert das Öl den Kopf jedoch, Bleibt es ein Öl selbst dann auch noch — Welch' Öl ist's, wer kann's jagen?

Wortreue: Bunjog

#### Füllaufgabe.



Die 40 Felder dieser Figur sind mit den Buchstaben 8 a, 1 b, 1 d, 8 e, 6 i, 5 l, 3 m, 4 n, 3 o, 2 r, 3 s, 1 t, 1 u so auszufüllen, daß acht siebenlautige Wörter entstehen, wobei der Endbuchstabe eines jeden Wortes von 1-5 und von 6-10 zugleich den Anfangsbuchstaben des folgenden Wortes bildet. Die Wörter sollen bezeichnen: 1-2 einen mongolischen Volksstamm, 2-3 eine Sängerin, 3-4 einen Tenor, 4-5 einen weiblichen Namen, 6-7 einen Küstenstrich in Indien, 7-8 eine Grotte, 8-9 ein nordisches Gewässer, 9-10 einen weiblichen Namen, und die vier punktierten Felder einen weiblichen Namen.



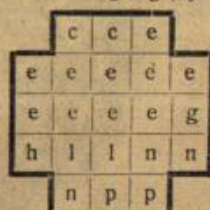
Wortreue: Bunjog

#### Dreißtblige Scharade.

Troy Zwei = drei war am Eins der Heinz, Den's Mädchen hat bestimmt. Er wartet lang. — „Vor Hut ich Eins!“  
Brummt Heinz, mit Recht ergrimmt. Er hat von süßem Glück geträumt, Der arg verliebte Heinz, — Zum Ganzen wuchs Zwei = drei. Geräumt Hat Heinz betrübt den Eins.

Wortreue: Bunjog

#### Magische Figur.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die drei senkrechten Reihen gleich den waagrechten folgende Bedeutungen ergeben:

1. eine Stadt in der Provinz Sachsen,
2. eine englische Münze,
3. eine spanische Stadt.

Wortreue: Bunjog



Sultan Muhammed V. Ghazi, Kaiser der Osmanen, wurde vom deutschen Kaiser zum preussischen Feldmarschall ernannt. Der Sultan wurde am 8. November 1844 als Sohn des Großsultans Abd-ul-Medjid-Chan in Konstantinopel geboren und folgte seinem Bruder Abd-ul-Hamid-Chan in der Regierung. Den schönen und bezeichnenden Titel „El-Ghazi“ (der Siegreiche), nahm der Sultan nach dem Scheitern der großen Offensive der Engländer und Franzosen vor den Dardanellen an.



Eine russische vorbildliche Einrichtung. Wir zeigen hier die photographische Abbildung eines russischen Schulzeugnisses. Es ist dabei sehr interessant festzustellen, daß die Russen die Schulzeugnisse bereits künstlerisch ausstatten, natürlich im nationalen Sinne, um sogar den Kindern schon in den Schulzeugnissen Interesse für das Landheer und die Marine einzupflanzen. Wir zeigen hier das Schulzeugnis vom Jahre 1915, das außer dem üblichen Text das Bild des Zaren, des Thronfolgers und des Oberbefehlshabers Nikolajewitsch zeigt. Oben ein Bild vom Gebet vor der Schlacht. Der Wahrspruch lautet: Für Glaube, Kaiser und Vaterland.



Partie am Aisne-Kanal.



Gute Kameradschaft. Polnische Freiwillige und deutsche Soldaten vor ihrem gemeinsamen Quartier in Russisch-Polen.